

THOMAS WOLFE
Schau heimwärts, Engel

THOMAS WOLFE

Schau heimwärts, Engel

Eine Geschichte vom begrabenen Leben

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt
und umfassend kommentiert
von Irma Wehrli*

Nachwort von Klaus Modick

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

SCHAU HEIMWÄRTS, ENGEL

«Einstmals war die Erde vermutlich
ein weißglühender Himmelskörper wie die Sonne.»

Tarr and McMurry

Für A. B.

«Dann, so wie alle meine Seelen
Bei dir im Paradies sind (und mir fehlen
 Verstehen, Wachsen, Sehen ohne dich)
So wie die Sparren, mein Gebein,
Bei dir verharren, werden die Muskeln, Sehnen, Venen,
 die Ziegel dieses Hauses, wiederkehren.»¹

Dies ist ein Erstlingswerk, und der Verfasser berichtet darin von Erfahrungen, die inzwischen in weite Ferne gerückt und verlorengegangen sind, jedoch einst zum Geflecht seines Lebens gehörten. Sollte jemand also das Buch «autobiographisch» nennen, weiß der Verfasser nichts darauf zu entgegnen, denn ihm scheint jedes ernsthafte literarische Werk autobiographisch zu sein – so kann er sich beispielsweise kaum ein autobiographischeres Werk als «Gullivers Reisen»² denken.

Diese Zeilen richten sich jedoch vor allem an die Menschen, die der Verfasser in der nachfolgend beschriebenen Zeit mehr oder weniger gut gekannt hat. Ihnen gegenüber möchte er das bekräftigen, was sie wohl bereits verstanden haben: dass dieses Buch nämlich in argloser, lauterer Absicht geschrieben wurde und es seinem Verfasser in erster Linie darum ging, den Handlungen und Figuren in seinem Werk Glaubwürdigkeit, Lebendigkeit und Intensität zu verleihen. Er legt vor der Veröffentlichung nun Wert auf die Feststellung, dass es sich um ein fiktives Werk und nicht um das Porträt lebender Personen handelt.

Doch sind wir alle die Summe sämtlicher Augenblicke unseres Lebens – in ihnen liegt alles, was wir sind: dies können wir weder vermeiden noch verbergen. Wenn der Autor den Lehm des Lebens genommen hat, um daraus sein Buch zu formen, hat er damit nur das genommen, was jeder nehmen muss und niemand beiseitelassen kann. Erfundenes ist keine Tatsache, aber Erfundenes wählt und durchdringt Tatsachen, ordnet sie und verleiht ihnen Sinn. Dr. Johnson³ meint, man brauche eine halbe Bibliothek für ein einziges Buch, und ebenso mag ein Romancier die Bevölkerung einer halben Stadt brauchen, um daraus eine einzige Figur in seinem Roman zu schaffen. Dies ist nicht die ganze Kunst, jedoch, wie der Autor glaubt, ein gutes Bild für die ganze Kunst in einem Buch, das aus einiger Distanz und ohne Groll oder böse Absicht geschrieben wurde.

Erster Teil

... ein Stein, ein Blatt, eine nie gefundene Tür; von einem Stein, einem Blatt, einer Tür. Und von all den vergessenen Gesichtern.

Nackt und allein gingen wir ins Exil. In ihrem dunklen Schoß kannten wir das Gesicht unserer Mutter nicht, und aus dem Gefängnis ihres Fleisches hatten wir in das unaussprechliche und unsagbare Gefängnis dieser Erde zu gehen.

Wer von uns kennt seinen Bruder? Wer von uns hat seinem Vater ins Herz geblickt? Wer von uns blieb nicht auf ewig gefangen? Wer von uns bleibt nicht für immer ein Fremder und allein?

Vergeudet und verloren, in heißem Irrlichtern, verloren, unter glänzenden Sternen auf dieser so matten, glanzlosen Asche, verloren! Uns sprachlos erinnernd suchen wir die große, vergessene Sprache, den verlorenen Himmelspfad, einen Stein, ein Blatt, eine nie gefundene Tür. Wo? Wann?

O verloren und vom Winde betrauert, Geist, kehre wieder zurück.

Ein Schicksal, das Engländer unter Deutsche⁴ führt, ist seltsam genug; doch wenn es von Epsom nach Pennsylvania führt und in den Hügelkranz um Altamont, wo der Hahn stolz im Korallenrot kräht und ein Marmorengel milde lächelt, webt eine dunkle Fügung mit, die in der öden Welt neue Wunder wirkt.

Die Summe dessen, was wir sind, hat keiner von uns je ermessen; man versetze uns zurück in Blöße und Nacht und wird vor vier-tausend Jahren auf Kreta die Liebe keimen sehen, die gestern in Texas ihr Ende fand.

Die Saat unseres Untergangs wird in der Wüste aufgehen, das Gegengift wächst aus dem Gebirgsfelsen, und durch unser Leben spukt eine Schlampe aus Georgia, weil in London ein Taschendieb dem Galgen entging. Jeder Moment ist die Frucht von vierzigtausend Jahren. Die minutengesättigten Tage summen wie Fliegen heimwärts in den Tod, und jeder Moment ist wie ein Ausblick auf alle Zeiten.

So auch dieser: Ein Engländer namens Gilbert Gaunt, der sich später Gant nannte (wohl aus Rücksicht auf die Aussprache durch die Yankees), kam 1837 auf einem Segelschiff von Bristol nach Baltimore und ließ den Ertrag des Wirtshauses, das er erworben hatte, bald seine sorglose Kehle hinunterrinnen. Er zog weiter westwärts nach Pennsylvania, hielt sich leidlich damit über Wasser, dass er Kampfhähne gegen Bauernhofgockel antreten ließ, und musste oft genug seinen Champion tot auf dem Platz zurücklassen und sich nach einer Nacht Arrest ohne klingende Münze in der Hosentasche, dafür zuweilen mit dem Abdruck einer tüchtigen Farmerfaust im dreisten Gesicht, aus dem Staub machen. Aber irgendwie kam er immer davon, und als er schließlich zur Erntezeit bei den Deutschen landete, war er von der Üppigkeit ihres Landes dermaßen angetan, dass er hier vor Anker ging. Binnen eines Jahres heiratete er eine herbe junge Witwe mit einer schmucken Farm, die wie all ihre Landsleute von seinem weltläufigen Auftreten und

seiner grandiosen Beredsamkeit beeindruckt war, besonders wenn er nach Art des großen Edmund Kean den Hamlet gab.⁵ Sie fanden alle, er hätte Schauspieler werden sollen.

Der Engländer zeugte Kinder – eine Tochter und vier Söhne –, lebte sorglos und unbeschwert dahin und ertrug die scharfen, aber aufrichtigen Bemerkungen seiner Frau geduldig. So vergingen die Jahre, der klare, ein wenig stechende Blick trübte sich hinter eingesunkenen Lidern, die Gicht lähmte den Schritt des hochgewachsenen Engländers, und eines Morgens, als seine Frau ihn aus dem Schlaf nörgeln wollte, fand sie ihn tot – von einem Schlaganfall dahingerafft. Er hinterließ fünf Kinder, eine Hypothek und in seinen seltsam dunklen, nun wieder stechend klaren und weit aufgerissenen Augen etwas, was nicht gestorben war: ein unbändiges und unergründliches Fernweh.

Mit diesem Vermächtnis lassen wir den Mann aus England ruhen und wenden uns nun dem Erben zu, dem er es weitergab, seinem zweiten Sohn, einem Jungen namens Oliver. Wie dieser Junge vor der Farm seiner Mutter am Wegrand stand und die mit Staub bedeckten Rebellen auf ihrem Marsch nach Gettysburg⁶ an sich vorbeiziehen sah; wie seine kalten Augen sich verschatteten, als er den großen Namen «Virginia» hörte; wie er in jenem Jahr, als der Krieg zu Ende war und er gerade einmal fünfzehn, eine Straße in Baltimore entlanglief und in einer kleinen Werkstatt glattpolierte Grabmale aus Granit erblickte, aus Stein gehauene Lämmer und Cherubim und einen Engel auf entkräfteten, kalten Füßen, mit einem Lächeln milder Statueneinfalt – das ist eine längere Geschichte. Immerhin weiß ich, dass die kalten, ausdruckslosen Augen sich wegen jenes unbändigen, unergründlichen Fernwehs verschattet hatten, das in den Augen des Toten noch lebendig war und ihn von Fenchurch Street⁷ über Philadelphia hinausgeführt hatte. Als der Junge den großen Engel mit dem Lilienstängel aus Stein erblickte, überkam ihn fröstelnd eine namenlose Leidenschaft. Die langen Finger seiner großen Hände krallten sich zusammen. Er spürte, dass es ihn mehr als nach allem anderen in der Welt danach verlangte, mit Bedacht den Meißel zu führen. Er wollte das Dunkle

und Unaussprechliche, das er in sich hatte, dem kalten Stein aufprägen. Er wollte einen Engelskopf meißeln.

Oliver betrat die Werkstatt und fragte einen großen, bärtigen Mann mit Holzhammer um Arbeit. Der Steinmetz nahm ihn in die Lehre. Er arbeitete fünf Jahre lang in dem staubigen Hinterhof. Er wurde ein Steinmetz. Als er ausgebildet hatte, war er zum Mann geworden.

Er kam nie dahinter. Er lernte nie, wie man einen Engelskopf meißelt. Die Taube schon, das Lamm, die gefalteten glatten Marmorhände des Todes und Lettern, schön und fein – aber nicht den Engel. Und all die vergeudeten und verlorenen Jahre – die wilden Jahre in Baltimore voller Arbeit und heillosen Trunkenheit, dazu die Bühnendarbietungen von Booth und Salvini,⁸ die für den Steinmetzen fatale Folgen hatten, da er das ganze noble Wortgeklingel im Gedächtnis behielt und vor sich hin murmelte, wenn er durch die Straßen lief und dazu theatralisch mit riesigen Händen gestikulierte –, all dies ist ein blindes Tasten und Taumeln in unserem Exil, das Bild unseres Sehns, wenn wir in sprachlosem Rückerinnern die große vergessene Sprache suchen, den verlorenen Himmelspfad, einen Stein, ein Blatt, eine Tür. Wo? Wann?

Er kam nie dahinter, und er taumelte quer über den Kontinent hinab in die Südstaaten der Wiederaufbaujahre – eine sonderbar ungestüme Erscheinung von sechs Komma vier Fuß,⁹ mit kalten, flackernden Augen, einem gewaltigen Zinken von Nase und mächtigem Wortschwall: lächerliche und groteske Schmähungen, formelhafte, gleichsam klassische Redefiguren, die er mit großer Ernsthaftigkeit, aber einem leicht verlegenen Tremor um den schmalen, wehklagenden Mund vortrug.

Er machte eine Werkstatt in Sydney auf, der kleinen Hauptstadt eines Staates im mittleren Süden, lebte nüchtern-enthaltssam und fleißig unter den argwöhnischen Blicken der Leute, die nach ihrer Niederlage noch ziemlich reizbar und feindselig waren, und als er sich schließlich einen Namen gemacht und Anerkennung gefunden hatte, heiratete er eine schwindsüchtige hagere Jungfer, die zehn Jahre älter war, dafür aber etwas auf der hohen Kante hatte

und wild entschlossen war, zu heiraten. Kaum eineinhalb Jahre später war er wieder ein rasender Irrer, sein Geschäft ging den Bach hinunter, während seine Füße an der blitzblanken Stange unter dem Tresen klebten, und Cynthia, seine Frau, auf deren Lebensdauer er garantiert keinen günstigen Einfluss gehabt hatte, wie es unter den Einheimischen hieß, starb eines Nachts plötzlich an einem Blutsturz.

So war nun alles wieder dahin – Cynthia, die Werkstatt, die mühsam erkämpfte Bewunderung für seine Abstinenz, der Engelskopf –, und der Mann zog in der Dunkelheit durch die Straßen, schleuderte den Rebellen von einst und all ihrer Trägheit seine Verwünschungen in fünfhebigen Versen entgegen, hielt gleichwohl, krank vor Angst und Verlorenheit und Reue, den missbilligenden Blicken der Städter nicht stand und meinte schließlich, während ihm das Fleisch noch mehr von den Knochen schwand, dass Cynthias Fluch ihn nun einhole.

Er war erst Anfang dreißig, sah aber weit älter aus. Sein Gesicht war gelb und eingefallen; die wächserne Nase glich einem Schnabel. Die beiden Enden seines langen braunen Schnurrbarts hingen trübselig herab.

Mit seinen gewaltigen Trinkgelagen hatte er seine Gesundheit ruiniert. Er war dürr wie eine Spindel und hustete. Er dachte in der abweisenden, feindseligen Stadt an Cynthia, und da wurde ihm angst und bang. Er glaubte, er sei schwindsüchtig und müsse bald sterben.

Oliver war wieder allein und verloren, hatte weder einen Halt noch seinen Platz in der Welt gefunden, und weil ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden war, ließ er sich erneut quer über den Kontinent treiben. Er wandte sich nach Westen, der mächtigen Festung der Hügel zu, weil er wusste, dass sein schlechter Ruf nicht hinüberdrang, und in der Hoffnung, er könne dort in der Abgeschiedenheit ein neues Leben beginnen und wieder gesund werden.

Die Augen des ausgemergelten Gespensts verschatteten sich wieder, wie einst in seiner Jugend.

Den ganzen Tag über fuhr Oliver unter einem nassgrauen Oktoberhimmel durch diesen riesigen Staat nach Westen. Während er trübsinnig durch das Fenster auf das weite, ursprüngliche Land hinausstarrte, das zwischen den spärlichen und armseligen Farmen kaum aufgepflügt worden war, so dass es schien, als hätte man nur da und dort in der Wildnis unmerkliche Spuren hinterlassen, erfasste eine bleierne Kälte sein Herz. Er dachte an die großen Scheunen von Pennsylvania, an die Schwere der reifen, goldenen Ähren, an den Überfluss, den Ordnungssinn, den haushälterischen Verstand der Leute. Und er dachte daran, wie er aufgebrochen war, sich selbst Rang und Stand zu erwerben, und dann an das ganze Durcheinander seines Lebens, an die schändlichen, im Nu entglittenen Jahre und die hemmungslos vergeudete Jugend. «Gott!», dachte er. «Ich werde alt! Warum hier?»

Die schauerlichen Gespenster der schemenhaften Jahre zogen an seinem inneren Auge vorüber. Plötzlich sah er, dass eine Reihe von Zufällen seinem Leben die Richtung gewiesen hatten: ein verrückter Soldat, der von Armageddon¹⁰ sang, ein Horn, das auf der Straße ertönte, die klappernden Hufe der Armeemulis, ein einfältiges weißes Engelsgesicht in einer staubigen Werkstatt, eine Nutte, die im Vorbeigehen kess mit ihrem Hinterschinken wackelte. Aus Wärme und Überfluss kommend, war er in dieses unfruchtbare Land getaumelt: Als er aus dem Fenster starrte und das unbestellte Land sah, das weite, kahle Massiv des Piedmont¹¹, die schlammigen lehmroten Straßen und die verwahrlosten Gestalten, die an den Bahnhöfen glotzten – ein hagerer Farmer, schlaksig über seine Zügel gebeugt, ein herumlungender Schwarzer, ein zahnluckiger Bauerntöpel, eine aschfahle Frau mit einem vor Schmutz starrenden Baby –, da versetzte ihm die Unerforschlichkeit des Schicksals einen heftigen Stich. Wie war er nur aus der sauberen deutschen Kinderstube in diese rachitische Einöde geraten?

Der Zug ratterte weiter über die dampfende Erde. Unablässig fiel Regen. Mit einem heftigen Windstoß kam der Bremser herein und entleerte am Ende des schäbig-plüschigen Wagens einen Kohlen-

kasten in den großen Ofen. Auf zwei Klappsitzen krümmten sich ein paar Bauernlümmel in gellendem, geistlosem Gelächter. Der Pfiff der Lokomotive erklang traurig über den ratternden Rädern. An einem Bahnknotenpunkt im Vorgebirge folgte ein endloses, eintöniges Warten. Dann fuhr der Zug wieder weiter durch die unentwegt vorbeiziehende Landschaft.

Es dämmerte. Die mächtigen Rücken der Hügel tauchten kaum noch aus dem Nebel auf. Trübe, schwache Lichter erglühnten in den Hütten an den Hängen. Der Zug kroch über schwindelerregend hohe Gerüste, die geisterhafte Fäden über das Wasser spannten. Bergwärts und talwärts klebten Spielzeughäuschen mit ihren Rauchfähnchen an den Böschungen und Halden und Abgründen. Der Zug wand sich mühselig in Schwerstarbeit die schroffen roten Schluchten empor. Als es dunkel geworden war, stieg Oliver in der kleinen Stadt Old Stockade aus, wo die Gleise endeten. Die letzte Bastion des Hügellands lag kahl über ihm. Als er den schäbigen kleinen Bahnhof verließ und in das trange Licht eines Dorfladens blinzelte, kam es Oliver vor, als verkrieche er sich wie ein großes Tier in dieser gewaltigen Bergfestung, um hier oben zu sterben.

Am nächsten Morgen setzte er seine Reise in einer Kutsche fort. Sein Ziel war das Städtchen Altamont, vierundzwanzig Meilen hinter dem mächtigen äußeren Kranz der Berge. Während die Pferde sich langsam den Gebirgspfad hinaufmühten, rührten sich Olivers Lebensgeister ein wenig. Es war ein Tag zwischen Grau und Gold im späten Oktober, hell und windig. Die Gebirgsluft war rau und flirrte: Die über ihm aufragenden Steilwände schienen ganz nah, übermächtig, unberührt und öde. Die Bäume waren dürr und kahl: sie trugen fast kein Laub. Der Himmel hing voll weißer Wolkenfetzen; dicke Nebelschwaden trieben gemächlich um die mächtige Kuppe eines Berges.

Unter ihm schäumte ein Wildbach sein steiniges Bett hinab, und er konnte als winzig kleine Punkte Männer Schienen verlegen sehen, die sich dereinst über den Berg bis nach Altamont schlängeln würden. Dann kam das schweißnasse Gespann zum Rand der Gebirgsschlucht und begann zwischen den mächtigen, hoch auf-

ragenden Gipfeln, die in lila Dunst verschwammen, den langsamen Abstieg zur Hochebene, auf der man Altamont erbaut hatte.

Inmitten der erhabenen Ewigkeit dieser Berge sah er, wie in einer riesigen Schale, auf hundert Anhöhen und Senken eine Stadt von viertausend Einwohnern liegen.

Das war Neuland. Sein Herz fasste Mut.

Die Stadt Altamont war kurz nach dem Unabhängigkeitskrieg gegründet worden. Viehtreiber und Farmer, die es von Tennessee weiter östlich nach South Carolina zog, hatten hier gern Station gemacht. Und bei der mondänen Gesellschaft aus Charleston und den Plantagen des heißen Südens war sie vor dem Bürgerkrieg über Jahrzehnte hinweg als Sommerfrische beliebt gewesen. Zur Zeit von Olivers Ankunft hatte sie sich bereits einen Ruf nicht nur als sommerliches Urlaubsdomizil, sondern auch als Kurort für Lungenkranke erworben. Etliche reiche Männer aus dem Norden hatten in den Bergen Jagdhütten errichtet, und einer von ihnen hatte riesige Flächen Bergland gekauft und plante nun mit Heerscharen von auswärtigen Baumeistern, Zimmerleuten und Steinmetzen den größten Landsitz Amerikas – einen Kalksteinpalast mit schrägen Schieferdächern und einhundertdreiundachtzig Zimmern, nach dem Vorbild des Schlosses von Blois.¹² Auch ein riesiges neues Hotel gab es, eine Luxusherberge ganz aus Holz, die sich auf der Anhöhe eines gebieterischen Hügels breitmachte.

Doch die meisten der hier Ansässigen waren noch Einheimische, Land- und Hügelbewohner aus der Umgegend. Es war Bergvolk schottisch-irischer Abstammung: rau, provinziell, intelligent und fleißig.

Oliver hatte noch etwa zwölftausend Dollar aus den Trümmern von Cynthias Besitz gerettet. Er mietete im Winter einen Schuppen am Rande des Hauptplatzes, erwarb einen kleinen Vorrat an Marmor und machte sein Geschäft auf. Aber außer sich vor dem drohenden Tod zu fürchten, hatte er zunächst nicht viel zu tun. In jenem bitteren, einsamen Winter, als er sich dem Tode nah fühlte, wurde dieser Yankee, hager wie eine Vogelscheuche, der wild vor

sich hin schimpfend durch die Straßen streunte, zu einer stadtbekanntem Figur, über die man tuschelte. Und die Mitbewohner in seiner Pension wussten zu berichten, dass er nachts mit den großen Schritten eines Gefangenen sein Zimmer durchmaß und dass ihm ständig ein leises Klagen, das aus den Tiefen seines Innern emporzusteigen schien, über die schmalen Lippen drang. Aber er sprach mit niemandem darüber.

Und dann kam der herrliche Bergfrühling, goldgrün, mit seinen lauen Windstößen, duftendem Blütenzauber und balsamisch einströmender Wärme. Olivers große Wunde begann zu heilen. Seine Stimme war wieder zu vernehmen im Land, das alte zotige Redetalent blitzte auf, und ein Funken des alten Feuers.

Eines schönen Tages im April, als er mit neu erwachten Sinnen vor seiner Werkstatt stand und dem regen Treiben auf dem Platz zusah, hörte Oliver eine Stimme hinter sich. Und diese Stimme, dünn, schleppend und selbstgefällig, förderte sofort eine Erinnerung zutage, die zwanzig Jahre in ihm begraben gewesen war.

«'s kommt! Nach dem, was ich ausgerechnet hab, kommt's am 11. Juno 1886.»

Oliver drehte sich um und sah den stämmigen, eindringlichen Propheten abziehen, den er zuletzt gesehen hatte, als er die staubige Straße nach Gettysburg und Armageddon hinunter entschwand. «Wer ist das?», fragte er einen Passanten.

Der Mann schaute und grinste. «Das ist Bacchus Pentland», sagte er. «Der ist ein echtes Original. Leute von seinem Schlag gibt's hier viele.»

Oliver leckte an seinem großen Daumen. Dann, mit einem leichten Grinsen, sagte er: «Ist Armageddon denn schon gekommen?»

«Er erwartet es jeden Tag», sagte der Mann.

Dann traf Oliver Eliza. Er lag an einem Frühlingsnachmittag auf dem weichen Ledersofa in seinem kleinen Büro und lauschte dem Gezwitscher auf dem Platz. Ein heilsamer Friede breitete sich von Kopf bis Fuß in ihm aus. Er dachte an die lehmschwarze Erde mit dem Aufleuchten taufrischer Blumen, an perlend kühles Bier und an

von Bäumen regnende Pflaumenblüten. Da hörte er die klappernden Absätze einer Frau zwischen den Marmorblöcken näher kommen, und im Nu war er auf den Beinen. Als sie eintrat, schlüpfte er eben in seinen sorgsam gebürsteten, tiefschwarzen Mantel.

«Wissen Sie was», sagte Eliza und schürzte vorwurfsvoll-spöttisch die Lippen: «Ich wollte, ich wäre ein Mann und hätte nichts anderes zu tun, als den ganzen Tag auf einem bequemen Sofa herumzuliegen.»

«Guten Tag, Madam», sagte Oliver mit einer schwungvollen Verbeugung. «Tja», sagte er mit einem verschmitzten leichten Grinsen um die Mundwinkel, «ich fürchte, Sie haben mich bei meinem Mittagsschläfchen erwischt. Eigentlich lege ich mich tagsüber selten hin, aber ich bin jetzt schon seit einem Jahr in miserabler Verfassung und kann nicht mehr arbeiten wie früher.» Er schwieg einen Augenblick und blickte drein wie ein geprügelter Hund: «Gott! Ich weiß nicht, was noch aus mir werden soll!»

«Ach was!», sagte Eliza mit lebhafter Verachtung. «Ich wüsste nicht, was mit Ihnen nicht in Ordnung sein sollte. Sie sind ein großer, strammer Kerl in den besten Jahren. Das ist zur Hälfte pure Einbildung. Wenn wir krank sind, kommt uns das meistens bloß so vor. Ich weiß noch, dass ich vor drei Jahren, als ich in Hominy an der Schule unterrichtete, mit einer Lungenentzündung zu kämpfen hatte. Keiner dachte, ich würde das überleben, aber irgendwie hab ich es doch geschafft. Ich weiß noch gut, wie ich eines Tages so dasaß – «rekonvaleszent» heißt es wohl; also, was ich sagen will, der alte Doc Fletcher war grad da gewesen, und als er ging, sah ich, dass er meine Cousine Sally anschaute und den Kopf schüttelte. «Meine Güte, Eliza», sagte sie, kaum dass er weg war, «du spuckst jedes Mal Blut, wenn du hustest, sagt er, sicher hast du die Schwindsucht.» – «Ach was», habe ich gesagt. Ich weiß noch, ich habe laut losgelacht, fest entschlossen, mir einen Heidenspaß draus zu machen. «Ich lass mich nicht unterkriegen», dachte ich bei mir, «die werden sich alle noch wundern.» – «Ich glaube kein Wort davon», habe ich gesagt» – sie nickte ihm keck zu und schürzte die Lippen – «« und außerdem, Sally», hab ich gesagt, «sind wir alle irgendwann einmal dran, und wozu soll man sich darum scheren, was kommt. Vielleicht wird es

morgen kommen, vielleicht auch später, aber am Ende trifft es uns garantiert alle.»

«Ach Gott!», sagte Oliver mit betrübtem Kopfnicken. «Da haben Sie den Nagel aber auf den Kopf getroffen. Nie zuvor wurde ein wahreres Wort gesprochen.»

«Gütiger Himmel!», dachte er und grinste betreten in sich hinein. «Wie lange geht das noch so? Aber sie ist ein tolles Mädchen, so wahr ich hier stehe.» Er musterte beifällig ihre adrette, aufrechte Gestalt, bemerkte die milchweiße Haut, die schwarzbraunen Augen mit dem kecken Kinderblick und das pechschwarze Haar, das von der hohen weißen Stirn streng nach hinten gekämmt war. Sie hatte die seltsame Angewohnheit, nachdenklich die Lippen zu schürzen, ehe sie etwas sagte; sie ließ sich gern Zeit, kam erst nach endlosen Abschweifungen bis in die hintersten Winkel von Erinnerung und spontaner Eingebung zur Sache und schwelgte mit selbstverliebtem Frohsinn in der prachtvollen Parade all dessen, was sie je gesagt, getan, gefühlt, gedacht, gesehen oder geantwortet hatte.

Während er sie noch betrachtete, hielt sie plötzlich inne, stützte das Kinn auf ihre elegant behandschuhte Rechte und starrte mit nachdenklich geschürzten Lippen in die Ferne. «Na», meinte sie nach einer Weile, «wenn Sie sich noch erholen müssen und die meiste Zeit nur herumliegen, sollten Sie wenigstens etwas haben, was Ihren Kopf in Gang hält.» Sie öffnete den Lederkoffer, den sie mitgebracht hatte, und entnahm ihm eine Visitenkarte sowie zwei dicke Bände. «Mein Name», eröffnete sie ihm vielsagend und mit Nachdruck, «ist Eliza Pentland, und ich vertrete die Larkin-Verlags-gesellschaft.» Sie sagte es stolz und mit feierlicher Genugtuung.

«Gütiger Himmel, eine Handelsreisende für Bücher!», dachte Gant.

«Das ist unser Angebot», sagte Eliza und schlug einen vergilbten Wälzer auf, der apart mit Speeren, Flaggen und Lorbeerzweigen verziert war: «Ein Gedichtband mit dem Titel ›Kostbares in Versen für Lagerfeuer und Herd‹ und dazu ›Larkins Heimdoktor- und Hausmittelbrevier, das Rat zur Behandlung und Verhütung von mehr als fünfhundert Krankheiten weiß.»

«Na», sagte Gant mit einem schwachen Grinsen und leckte an seinem Daumen, «da sollte sich wohl eine finden, die auf mich passt.»

«Aber sicher», sagte Eliza und nickte energisch, «wie es so schön heißt: Man liest die Gedichte und tut seiner Seele was Gutes, und man liest Larkin und tut seinem Körper was Gutes.»

«Ich mag Gedichte», sagte Gant, blätterte in dem Buch und hielt interessiert beim Kapitel «Lieder von Sporen und Säbeln» inne. «In meiner Kindheit konnte ich stundenlang welche hersagen.»

Er kaufte die Bücher. Eliza packte ihre Ansichtsexemplare ein, stand auf und sah sich mit prüfender Neugier in der staubigen kleinen Werkstatt um. «Läuft das Geschäft?», fragte sie.

«Sehr mäßig», antwortete Oliver traurig. «Kaum genug, um mich damit über Wasser zu halten. Ich bin eben ein Fremder in einem fremden Land.»

«Ach was!», widersprach Eliza beherzt. «Sie sollten raus hier und mehr Leute treffen. Sie brauchen etwas, was Sie auf andere Gedanken bringt. Wenn ich Sie wäre, würd ich mich da reinstürzen und mithelfen, die Stadt voranzubringen. Wir haben hier alles, was man braucht, um aus Altamont eine anständige Stadt zu machen – die Landschaft, das Klima, die Naturschätze, und da sollten wir alle an einem Strick ziehen. Wenn ich ein paar tausend Dollar hätte, wüsste ich genau, was ich täte...» – Sie zwinkerte ihm listig zu, und mit einer sonderbar männlichen Geste: Zeigefinger ausgestreckt, die Faust leicht geballt, sprach sie weiter – «Sehen Sie diese Ecke hier – die, auf der Sie sitzen? Die ist in ein paar Jahren das Doppelte wert. Also, da» – sie wies mit ihrer Männergeste geradeaus, «da bauen sie irgendwann eine Straße, da können Sie Gift drauf nehmen. Und dann →», sie verzog vielsagend den Mund, «dann ist dieses Grundstück ordentlich was wert.»

Sie sprach weiter über Grundbesitz, mit einer seltsamen andächtigen Gier. Die Stadt schien eine gewaltige Blaupause für sie zu sein: Ihr Kopf war verblüffend voll mit Ziffern und Schätzzahlen – wer welches Grundstück besaß und wer es verkaufte, zu welchem Preis und was es tatsächlich wert war und bald wert sein

würde, wie hoch die erste Hypothek war und wie hoch die zweite, und so fort.

Als sie fertig war, sagte Oliver im Gedenken an Sydney mit tiefem Abscheu: «Ich hoffe, ich habe nie mehr eine Liegenschaft, solange ich lebe – abgesehen von einem Haus zum Wohnen. Das bringt einem bloß Fluch und Fehl ein, und am Ende bekommt der Steuereintreiber ja doch alles.»

Eliza sah ihn fassungslos an, als hätte er sich schwer versündigt. «O nein, das ist doch wohl nicht Ihr Ernst!», protestierte sie. «Sie wollen doch bestimmt auch was auf die Seite legen für schlechte Zeiten.»

«Meine schlechten Zeiten sind jetzt», sagte er düster. «Alles, was ich an Grund und Boden brauche, sind acht Kubikfuß Erde, um darin begraben zu werden.»

Dann, zu fröhlicheren Gesprächen zurückkehrend, geleitete er sie zur Tür und sah ihr nach, wie sie über den Platz trippelte und am Gehsteigrand in damenhafter Anmut die Röcke raffte. Und als er sich wieder seinen Steinblöcken zuwandte, spürte er in sich eine Freude aufsteigen, die er für immer verloren geglaubt hatte.

Die Pentlands, zu denen Eliza gehörte, waren einer der merkwürdigsten Clans, die je aus den Hügeln in die Stadt gezogen waren. Eigentlich hatten sie gar kein Anrecht auf den Namen Pentland: Nach dem Unabhängigkeitskrieg war der Großvater des jetzigen Familienoberhaupts, ein schottischer Ingenieur dieses Namens, hierhergekommen, um in den Bergen nach Kupfer zu suchen, hatte dort etliche Jahre gelebt und mit einer der Pionierfrauen etliche Kinder gezeugt. Als er wieder verschwand, nahm die Frau für sich und ihre Kinder den Namen Pentland an.

Der gegenwärtige Clanchef war Elizas Vater, der Bruder des Propheten Bacchus, Major Thomas Pentland. Ein weiterer Bruder war während der Sieben Tage¹³ getötet worden. Major Pentland hatte seinen Offiziersgrad ehrbar, wenn auch unspektakulär erworben. Während Bacchus, der es nie weiter als bis zum Korporal brachte, sich bei Shiloh¹⁴ seine schwierigen Hände verbrannte,

kommandierte der Major zwei Kompanien der Freiwilligenverbände und bewachte mit ihnen das Bollwerk der einheimischen Berge. Dieses Bollwerk war im Krieg nie ernsthaft bedroht, erst in den letzten Tagen feuerten die Freiwilligen drei Salven auf Shermans¹⁵ Nachhut ab und lösten sich dann sang- und klanglos auf, um schützend ihren eigenen Frauen und Kindern beizustehen.

Die Familie der Pentlands war so alt wie jede andere in der Gemeinde, war aber immer arm gewesen und hatte nie Anspruch auf vornehme Abstammung erhoben. Durch Heirat, auch zwischen Blutsverwandten, konnten sie sich gewisser Verbindungen mit den Großen, einigen Wahnsinns und eines Quäntchens Schwachsinn rühmen. Weil sie aber doch mehr Verstand und Charakterstärke besaßen als die meisten Bergbewohner, standen sie bei diesen seit jeher in hohem Ansehen.

Die Pentlands verfügten über ausgeprägte Clanmerkmale. Wie bei den meisten starken Persönlichkeiten aus besonderen Familien machten die Unterschiede die ausgeprägten Ähnlichkeiten umso markanter. Sie hatten breite, mächtige Nasen mit fleischigen, stark gebogenen Nasenflügeln, einen auf merkwürdige Weise zugleich zart und derb sinnlichen Mund von erstaunlicher Beweglichkeit beim Nachdenken, eine breite, intelligente Stirn und betont flache Wangen mit leichten Grübchen. Die Männer waren üblicherweise rotgesichtig, mittelgroß und von kräftiger, fülliger Statur, auch wenn es vereinzelt Schlakse gab.

Major Thomas Pentland war der Vater zahlreicher Kinder, von denen Eliza als einziges Mädchen überlebt hatte. Eine jüngere Schwester war vor ein paar Jahren an einer Krankheit gestorben, über die die Familie traurig als «Skrofulose¹⁶ der armen Jane» sprach. Es gab sechs Jungen: Henry, der älteste, war inzwischen dreißig, Will war sechszwanzig, Jim war zweiundzwanzig und Thaddeus, Elmer und Greeley, der Reihe nach aufgeführt, waren achtzehn, fünfzehn und elf. Eliza war vierundzwanzig. Die vier ältesten Kinder, Henry, Will, Eliza und Jim, waren in den Jahren nach dem Krieg groß geworden. Armut und Entbehrungen dieser Jahre waren derart schrecklich gewesen, dass keiner von ihnen je darüber sprach,

doch hatte ihnen der scharfe Stahl tief ins Herz geschnitten und Wunden geschlagen, die nicht mehr zu heilen waren.

Bei den ältesten Kindern führten diese Jahre dazu, dass sie einen geradezu krankhaften Geiz und eine unstillbare Besitzgier entwickelten und auch den Wunsch, dem Haus des Majors so rasch wie möglich zu entfliehen.

«Vater», sagte Eliza mit damenhafter Würde, als sie Oliver zum ersten Mal in die gute Stube der Pentlands führte, «ich darf dir Mr Gant vorstellen.»

Der Major erhob sich langsam aus seinem Schaukelstuhl am Kamin, klappte ein großes Messer zusammen und legte den Apfel, den er geschält hatte, auf den Kaminsims. Bacchus sah gutmütig von einem Stöckchen auf, an dem er herumschnippelte, und Will, der von seinen kurzen Nägeln emporblickte, die er wie üblich mit dem Messer bearbeitete, begrüßte den Besucher mit einem vogelartigen Nicken und Zwinkern. Die Männer spielten ständig mit ihren Taschenmessern herum.

Major Pentland ging langsam auf Gant zu. Er war ein untersetzter, korpulenter Mittfünfziger mit gerötetem Gesicht, Patriarchenbart und den fülligen, selbstgefälligen Zügen seines Clans.

«W. O. Gant, wenn ich nicht irre?», fragte er in schleppendem, salbungsvollem Ton.

«Ja», sagte Oliver, «so ist es.»

«Nach dem, was Eliza mir von Ihnen erzählt hat», sagte der Major und blies vor seinen Zuhörern zur Attacke, «wäre ich eigentlich für L. E. Gant gewesen.»¹⁷

Das ausgelassene Gelächter der Pentlands erfüllte den Raum.

«Puh», schimpfte Eliza und legte die Hand an ihren breiten Nasenflügel. «Ich muss schon sagen, Vater, du solltest dich was schämen!»

Gant grinste in dem heuchlerischen Bemühen, amüsiert zu wirken. «Der alte Halunke», dachte er. «Den hat er schon seit einer Woche auf Lager.»

«Will bist du ja davor schon mal begegnet», sagte Eliza.

«Davor wie auch dahinter», sagte Will und zwinkerte verschmitzt.

Als das Gelächter verstummt war, sagte Eliza: «Und das ist – wie es so schön heißt – Onkel Bacchus.»

«Ja, Sir», sagte Bacchus strahlend, «springlebendig und kreuzfidel.»

«Alle nennen ihn *Back-us*», sagte da Will mit munterem, beifallheischendem Zwinkern, «aber in der Familie ziehen wir *Behind-us* vor.»¹⁸

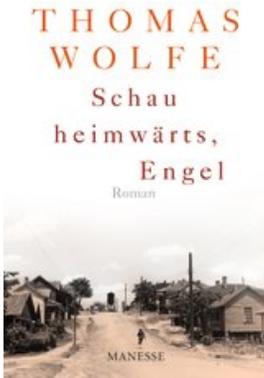
«Ich nehme an», sagte Major Pentland mit Bedacht, «dass Sie schon oft als Geschworener geladen waren?»

«Nein», antwortete Oliver, entschlossen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. «Weshalb?»

«Weil», sagte der Major und blickte erneut in die Runde, «Sie ja anscheinend auf Liebe *eingeschworen* sind.»

Mitten im allgemeinen Gelächter ging die Tür auf, und noch ein paar weitere Pentlands kamen herein – Elizas Mutter, eine unscheinbare, ausgezehnte Schottin, und Jim, ein Bursche mit rotem Ferkelgesicht, ganz der Vater, bloß ohne Bart, dann der rotbackige Thaddeus mit braunen Haaren und Augen, sanftmütig und träge, und zum Schluss Greeley, der Jüngste, ein schwachsinnig grinsendes Kind, das seltsam quiekende Laute von sich gab, die sie belustigten. Er war elf, debil, schwächlich und skrofulös, aber mit seinen weißen, feuchten Händen vermochte er einer Geige Töne zu entlocken, die etwas Überirdisches und Unwillkürliches an sich hatten.

Und während sie in der engen, stickigen Stube mit ihrem warmen Duft nach überreifen Äpfeln saßen, heulte ein heftiger Wind von den Hügeln herab, ein Brüllen fuhr durch die Kiefern, wahnhaft und fremd, und die kahlen Äste ächzten. Und wie die Pentlands so vor sich hinschälten, -schnitten oder -schnittzen, ging ihr Gespräch von derber Heiterkeit zu Tod und Begräbnis über: Eintönig, mit lästerlicher Wollust, breiteten sie ihren Klatsch über das Schicksal und jene Menschen aus, die man kürzlich der Erde übergeben hatte. Und während das Gespräch sich hinzog und Gant den Wind gespenstisch stöhnen hörte, fühlte er sich begraben in Finsternis und Verlorenheit, und seine Seele tauchte hinab in die schwärzeste Nacht, denn er erkannte, dass er dereinst als Fremder würde sterben müssen, dass alle – alle bis auf diese Pentlands, die sich schwelgerisch vom Tode nährten – würden sterben müssen.



Thomas Wolfe

**Schau heimwärts, Engel (Neuausgabe.
Neuübersetzung 2009)**

Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 784 Seiten,

13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7175-2182-2

Manesse

Erscheinungstermin: März 2009

Ein großer Klassiker, im großen Format, in großartiger Neuübersetzung

«Schau heimwärts, Engel» ist eines der legendären Romanepen des 20. Jahrhunderts. Betörend durch die Unmittelbarkeit des Erzählten wie durch eine Sprachkunst, in der schonungsloser Realismus und lyrische Anmut Hand in Hand gehen, gilt es als stilbildend für die moderne amerikanische Erzähltradition bis hin zu Jonathan Franzen. Mit der kommentierten Neuübersetzung kann man Wolfes Meisterwerk nun in seiner ganzen jugendlichen Frische und Kraft wiederentdecken.

«Home, sweet home» ... Doch die Verhältnisse, in die der Romanheld Eugene Gant hineingeboren wird, sind alles andere als heimelig. Ein jähzorniger Alkoholiker der Vater, eine berechnende Krämerseele die Mutter, wird sein Elternhaus im Nu zur Keimzelle zwischenmenschlicher Dramen. Bei aller Erbitterung und Zwietracht der Gants erweist sich ihr Clan aber auch als Hort eines unbändigen Lebens willens. «Schau heimwärts, Engel», erschienen 1929, zeigt vielfältigste Facetten häuslichen Glücks und Unglücks und liest sich über weite Strecken als Abrechnung mit dem Heiligum des «American way of life»: der Familie. Auf Exemplarische abzielend, erwächst aus der drei Generationen überspannenden Chronik ein faszinierendes Zeit und Sittenbild der Vereinigten Staaten, eine Erkundung der Mythen und Mentalitäten des Landes und nicht zuletzt ein Hymnus auf dessen nie versiegende Vitalität.

- Die erste kommentierte Ausgabe und nach Jahrzehnten wieder eine zeitgemäße deutsche Fassung des legendären Klassikers
- Ein durch und durch packender Roman, der den Weltruf US-amerikanischer Fabulierkunst im 20. Jahrhundert mitbegründet hat
- Der Altmeister unter den modernen Erzählern: einer, bei dem William Faulkner und Philip Roth in die Schule gegangen sind



[Der Titel im Katalog](#)